

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 22 (1995)

Artikel: Die Stickerei als Heimindustrie - Blüte und Niedergang : zur Auflösung des Zentralverbandes der Handmaschinenstickerei 1993
Autor: Rütsche, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stickerei als Heimindustrie – Blüte und Niedergang

Zur Auflösung des Zentralverbandes der Handmaschinenstickerei 1993

Josef Rütsche, Rimensberg/Lütisburg

Geschichtlicher Rückblick

Im Jahre 1753 liess das St.Galler Handelshaus Gonzenbach die ersten ostindischen Mouselines von Frauen und Töchtern der Stadt besticken. Damit begann für die Ostschweizer Textilindustrie ein neuer Produktionszweig. In den folgenden Jahrzehnten breitete sich die Handstickerei über die stadtnahen Gebiete rasch auf das Vorarlberg und nach Schwaben aus. Um 1790 waren zwischen 30'000 und 40'000 Arbeitskräfte im Einsatz. Nach Jahren der Stagnation und des Rückganges erfuhr ab 1820 die Handstickerei durch die Öffnung des amerikanischen Marktes und durch die Übernahme einer neuen Technik, der des *Stickens im Plattstich*, die raffinierte Muster zuließ, einen neuen Aufschwung. Die St.Galler und Ausserrhoder Fabrikanten, die ihre Arbeit nach Vorarlberg und ins Allgäu, ins Rheintal und Appenzellerland vergaben, beschafften sich anfänglich die Muster für ihre Kollektionen von verschiedenen Pariser Modehäusern. Später gestalteten sie diese dann selbst und passten sie laufend den rasch wechselnden Modeströmungen an. Da für solche Feinstickereien der hohen Anforderungen wegen neue Arbeitskräfte nur schwer innerhalb nützlicher Frist rekrutiert werden konnten, entstanden infolge der grossen Nachfrage immer wieder unliebsame Produktionsengpässe, die sich so für die Stickerinnen in Form hoher Löhne positiv auswirkten.

Die steigende Nachfrage nach Stickereien im frühen 19. Jahrhundert und die Produktionsengpässe in der Handstickerei bildeten die entscheidenden Anreize zur Entwicklung einer Stickmaschine. Nur mit einer Mechanisierung der Stickereiproduktion konnte deren Leistung erhöht und die Artikel zudem noch verbilligt werden.

1827/28 glückte dem Elsässer Mechaniker Josua Heilmann die Konstruktion einer ersten Maschine, welche die Hand einer Stickerin durch einen Mechanismus ersetzte. Doch von der «Erfindung» Heilmanns bis zur Innovation, das heisst der Nutzbarmachung der Maschine in der Produktion, sollten noch dreissig Jahre verstreichen.

1828 kaufte sich der St.Galler Franz Mange zwei dieser Maschinen. Seine Versuche, damit Stickereien herzustellen, scheiterten. Verbesserungen an der Maschine nützten wenig. Auch in Wien, Petersburg, Barcelona und England, wohin bei Weininger in St.Gallen gebaute Maschinen weiterverkauft wurden, kam man nicht weiter. 1839 gab Mange sein Geschäft auf und überliess seinem Schwiegersohn Bartolome Rittmeyer sämtliche Stickstühle. 1840 übernahm nun dessen Sohn, Franz Elysäus Rittmeyer, der eben erst aus Bordeaux heimgekehrt war, die Leitung der Versuche zur Verbesserung der Maschine. Mit Hilfe des Mechanikers Franz Anton Vogler, eines gebürtigen Bayern und ehemaligen Zimmermanns, gelang es, die einzelnen Bestandteile zu verbessern und der Maschine angepasste Muster und Artikel abzugewinnen. Jetzt war ein sicheres und gleichmässiges Arbeiten und damit die Herstellung marktfähiger Ware möglich geworden, so dass die Rittmeyers die Gründung einer ersten Fabrik mit zwölf Stickmaschinen wagen konnten.

Die *Maschinenstickereien* stiessen auf dem Markt auf Misstrauen, einzig in Havanna und Brasilien fanden sie Absatz. Dennoch nahm 1850 die mechanische Werkstätte Weininger die Herstellung von Maschinen wieder auf. 1853 kam dann der Absatz endlich ins Rollen, anfänglich nur, weil der Herkunftsort und die Herstellungsart verschwiegen und die Stickereien aus St.Gallen als «Hamburgs» ausgege-



Neuere Handstickerei

ben wurden. Bereits 1854 hatte das Stickereihaus Rittmeyer in der Fabrik 100 Maschinen stehen. Der Grundstein für eine neue Industrie war gelegt.

Die von Rittmeyer entwickelte und später weiter verbesserte Maschine erlaubte eine gewaltige Ausdehnung der Produktionskapazität; denn sie ersetzte die Arbeit von ungefähr vierzig Stickerinnen. Trotz ihrer Grösse, sie war etwa sechs Meter lang und über zwei Meter hoch, war sie eine reine Werkzeugmaschine, die dem Arbeiter das eigentliche Sticken nicht abnahm, sondern lediglich beschleunigte. Sie bildete den verlängerten und verstärkten Arm des Stickers, der sie von Hand antrieb und der für jeden Stich der 310 bzw. 620 Nadeln verantwortlich war. Die Qualität der Stickereien hing also von der Geschicklichkeit und den Fähigkeiten des Stickers ab. Sticken blieb deshalb auch mit der Handstickmaschine eine arbeitsintensive, wenn auch neue Technik.

Der Siegeszug der Maschinenstickerei

Nach 1854 schien dem Aufstieg der Maschinenindustrie nichts mehr im Wege zu stehen. Die technischen Probleme waren mehr oder weniger gelöst. Neue Fabriken wurden gegründet. Doch diesem ersten noch zaghaften Aufschwung machten die weltweite Wirtschaftskrise von 1857 und die Folgen des amerikanischen Bürgerkrieges ein abruptes Ende. Erst

zehn Jahre später, etwa um 1868, erfolgte dann jener Durchbruch, der den Siegeszug der Maschinenstickerei einleitete. Fabriken und Fabriklein schossen aus dem Boden und machten in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Stickerei zum wichtigsten Wirtschaftszweig der drei Ostschweizer Kantone St.Gallen, Appenzell-Ausserrhoden und Thurgau, ja zum führenden Sektor der schweizerischen Baumwollindustrie und der Exportindustrie überhaupt.

In den tollen Jahren zwischen 1870 und 1876 wurden in der Ostschweiz jährlich rund 1000 neue Maschinen aufgestellt. Von 1867 bis 1890 stieg die Anzahl der Maschinen von 1402 auf 18'472! Überall, auch ausserhalb bereits bestehender, städtischer und dörflicher Industriezentren, selbst in Weilern und in abgelegenen Höfen wurden sie montiert und in Betrieb genommen. Eines Fiebers gleich erfasste die Maschinenstickerei die Ostschweizer Bevölkerung. «Alles strömte ihr zu wie den Goldfeldern Australiens und Kaliforniens, um schnell reich zu werden; Handwerker und Bauern steckten ihre sauren Ersparnisse in Stickmaschinen, von denen sie nichts verstanden, in der Hoffnung, zehn, zwanzig und dreissig Prozent Zinsen zu erhalten» (Bericht der Industriekommission des Kantons Appenzell Ausserrhoden 1873). Bald einmal war das Rauschen der Maschinen nicht nur aus den Sälen kleinerer und grösserer Fabriken, sondern auch aus unzähligen kleinen *Sticklokalen* mit nur einer oder zwei Maschinen zu vernehmen. Vor allem in den achtziger Jahren verlagerte sich das Schwergewicht immer mehr auf die Heimindustrie. So mussten Fabriken, die der Konkurrenz der Einzelsticker nicht mehr gewachsen waren, ihre Produktion einstellen.

An dieser Verlagerung von der Fabrik zur Heimindustrie hatten Arbeiter und Unternehmer aus verschiedenen Gründen ein Interesse. Die Heimweber, Bauern und Handwerker, die zur Stickerei übergangen, versuchten so lange als möglich ihre herkömmliche Lebensweise beizubehalten und waren nur mit grossem Widerwillen bereit, in die Fabrik zu gehen. Die Verbilligung der Stickmaschinen und die günstigen Abzahlungsbedingungen, die ihnen die Maschinenfabriken beim Kauf offerierten, eröffneten ihnen eine mehr als willkommene Möglichkeit, der Fabrik den Rücken zu kehren und den Weg in die Selbständigkeit zu wagen. Schwerer hingegen wogen bei dieser Rückentwicklung die Interessen der Exporteure. Ohne Investitionen in eigene Produktionsanlagen steuerten sie vom Absatz her die gesamte Produktion. Sie hatten das Sagen. Mit den Heim- und Einzelstickern verfügten sie über ein billiges und elastisches Arbeiterpotential, das sie je

nach Konjunkturlage ausschöpfen oder stilllegen konnten, ohne dabei grosse Kosten und Risiken einzugehen. Mit der Einführung des eidgenössischen Fabrikgesetzes um 1878 erhielt die Heimindustrie für Arbeiter und Exporteure zusätzliche Vorteile. Es machte sie im Vergleich zur Fabrik endgültig überlegen, denn sie war an die Regelung von Arbeitszeit, Kinder- und Frauenarbeit nicht gebunden.

So bot um 1890 die Stickereiindustrie trotz ihrer hohen Mechanisierung und Spezialisierung in bezug auf Produktions- und Vermarktungsverhältnisse ein höchst zwiespältiges Bild. Auf Seite der Vermarktung war sie sehr modern organisiert; auf der Produktionsseite hingegen herrschten geradezu archaische Zustände. Der effizienten Absatzorganisation der sanktgallischen, appenzellischen und amerikanischen Handelshäuser und der aktiven Produktgestaltung stand die nahezu völlige Dezentralisierung der Produktion mit ihren verschiedensten Organisationsformen gegenüber: hier das traditionelle Verlagssystem in der Heimindustrie, dort der kapitalistische Grossbetrieb. Es wurde zwar in den Jahren 1885/86 der *Zentralverband der schweizerischen Handmaschinenstickerei* gegründet, dieser war aber vermutlich noch zu wenig wirksam.

Sticken – eine Männerarbeit

Das Sticken erforderte neben dem Sticker, der die Maschine bediente, noch ein oder zwei Hilfskräfte, die das Einfädeln der Nadeln und andere Handreichungsarbeiten ausführten. Bei diesem Hilfspersonal, den sogenannten Fädlern, handelte es sich in der Regel um Frauen und Kinder. Sticken war fast ausschliesslich reine Männerarbeit. Lediglich in den Anfängen, den ersten Fabrikstickereien von St. Gallen, hatten Frauen an den Maschinen gesessen und gestickt.

Der Stickvorgang umfasste im wesentlichen *drei Tätigkeiten*: Mit der linken Hand führte der Sticker den *Pantographen*. Dieser bewegte den im Rahmen hängenden Stickboden (Stoff) nach oben und nach unten, nach rechts und links und bewirkte auf diese Weise, dass die unverrückbaren Nadeln bei jedem Stich an einer andern Stelle des Gewebes einstachen und so die beabsichtigten, auf dem Muster vorgezeichneten Ornamente entstehen liessen. Mit der rechten Hand drehte er die Kurbel, welche über ein Zahnradgetriebe die zwei auf Schienen laufenden und die Nadeln tragenden Wagen nach vorne und wieder zurückrollen liess. Mit den Füßen bediente er die Tritte der Ausschaltvorrichtung, die mittels eines Mechanis-

mus' die Klammern der Kluppen des Lineals am Wagen öffnete und wieder schloss.

Mehr als nur körperliche Kraft verlangte die Arbeit des Stickers eine gute Koordination der Bewegungen von Händen und Füßen, ein äusserst feines Gefühl sowie eine grosse Sicherheit der Hand und des Auges. Sorgfältiges und elastisches Anziehen des Fadens entschied in hohem Masse über die Qualität der «Stickete». Fabrik- wie Einzelsticker arbeiteten im Akkord, d.h. sie wurden pro 100 ausgeführte Stiche bezahlt. Damit lag es im eigensten Interesse, ein möglichst hohes Arbeitstempo vorzulegen.

Die Arbeit des Hilfspersonals, meist Frauen und Kinder, und ihr Arbeitstempo richteten sich ganz nach dem Sticker. Er kontrollierte sie, stellte sie auch in Fabriken selbst an und bezahlte sie im Zeitlohn aus seinem eigenen Verdienst. Sie machten die sogenannten «Nädlig» bereit, das heisst, sie mussten «je nach Rapport» von Hand 300 bis 600 Nadeln *infädeln* und halfen diese in die «Schnörrli» der Klüpper einzusetzen. Sie wechselten abgebrochene Fäden aus und schnitten nach dem «Verstäten» die Fadenenden ab. Trotz der klaren Unterordnung der Hilfskräfte war der Sticker sehr stark von ihnen abhängig. Konnten sie mit ihm nicht Schritt halten, so war er zu unfreiwilligen Arbeitsunterbrüchen gezwungen, die sein Einkommen schmälerten. Eine spürbare Verbesserung brachte die Erfindung einer *Fädelmaschine*. Im Jahre 1890 konstruierte ein Viktor Kobler eine erste Fädelmaschine, deren Perfektion heute noch Bewunderung erweckt. Sie brachte den Frauen und Kindern eine spürbare Erleichterung.

Bekämpftes Fabrikgesetz

Ein hoher Anteil an Kindern unter den Beschäftigten und ausserordentlich lange Arbeitszeiten, länger als sie zu dieser Zeit in andern fabrikmässig betriebenen Industrien üblich waren, gehörten zu den negativen Erscheinungsbildern der damaligen Stickereiindustrie. Die Arbeitszeit der Sticker und ihres Hilfspersonals betrug im allgemeinen zwölf oder dreizehn Stunden, oft noch mehr, dies besonders in den vielen kleineren, patriarchalisch geführten Betrieben, wo bezüglich Arbeitszeit und Arbeitsweise «anarchische Zustände» herrschten. Ab 1878 räumte dann das *Fabrikgesetz* mit den krassesten Missständen langsam auf. Es brachte nicht nur eine Reduktion der Arbeitszeit auf elf Stunden, sondern noch weitere entscheidende Eingriffe in die Arbeitsverhältnisse der Stickereiarbeiter. Kin-



Handsticker an der Arbeit.

der unter vierzehn Jahren durften nicht mehr beschäftigt werden. Frauen erhielten besondere Schutzbestimmungen. Die Arbeitsräume mussten hinsichtlich Licht, Belüftung und Grösse bestimmte Anforderungen erfüllen und hygienischen Ansprüchen genügen. Die rechtliche Festlegung des Kündigungswesens sowie des Bussensystems und die staatliche Überprüfung der Fabrikordnungen schützten schliesslich die Arbeiter vor Unternehmerwillkür.

Die Ein- und Durchführung des Fabrikgesetzes stiess in den Stickereikantonen auf heftigen und hartnäckigen Widerstand. Die Stickfabrikanten bekämpften vor allem jene Vorschriften, die sie gegenüber den Einzelstickern benachteiligten. Dies waren der Normalarbeitstag von elf Stunden sowie das Verbot der Kinderarbeit. In ihrem offenen und verdeckten Widerstand konnten sie meistens mit der Unterstützung oder zumindest mit dem stillschweigenden Einverständnis ihrer Arbeiter rechnen. Aber auch die zuständigen kantonalen und kommunalen Behörden nahmen es mit der Handhabung des Gesetzes nicht immer so genau, wie es das Wohl der Betroffenen, vor allem der Kinder, erfordert hätte. Nicht unter das Gesetz fielen reine Ausrüstbetriebe, wo deshalb noch im 20. Jahrhundert vorwiegend weibliche und jugendliche Arbeitskräfte bis in alle Nacht hinein mit Nach-

sticken, Schärren, Ausschneiden, Glätten, Kontrollieren, Zusammenlegen und Verpacken der Stickereien beschäftigt waren.

Leben mit der Maschine

Die «tollen Jahre» der Stickerei waren nicht nur für die Exporteure, Fabrikanten und Fergger, sondern für die Sticker und ihre Hilfskräfte eine gute Zeit. Im Boom der siebziger und frühen achtziger Jahre konnten gute Sticker zu Hause im Tag bis zu zehn Franken verdienen, im Vergleich zu den Löhnen anderer Arbeiter war dies ein «Traumlohn». Kein Wunder, dass die Stickerei starken Zulauf erhielt. Auch mittlere, ja sogar schlechtere Sticker erzielten zu dieser Zeit noch ein relativ hohe Einkommen. Dank dieser guten Einkommenslage vermochten sehr viele Stickerfamilien ihren Lebensstandard beträchtlich zu erhöhen und ihren Lebensspielraum auszuweiten. Am augenfälligsten wurde diese Steigerung in den Wohnverhältnissen. Im Umkreis der Dörfer entstand gar ein *neuer Haustyp*, das oft in Reihen stehende, im Riegelbau aufgerichtete, zwei- oder dreistöckige *Stickerhaus* mit Kreuzgiebel, verschalt und mit kleinen runden Maschinenschindeln verkleidet. Besitzer war oft der Sticker selbst. Im Erdgeschoss befand sich das *Sticklokal*, darüber die Wohnung des Stickers mit grossen hellen Zimmern. Seinen Bewoh-



Bauernhaus des 18. Jahrhunderts, im 19. Jahrhundert durch Wohnlokal und um 1900 durch Sticklokal erweitert. Stickereiliegenschaft Josef Rütsche, Rimensberg/Lütisburg.

nern bot ein solches Stickerheim, das «Ziel aller Wünsche», eine recht hohe Wohnqualität, die durch Verbesserungen der Ausstattung, der Betten und des übrigen Mobiliars noch gesteigert wurde.

Die Sticker und Fädlerinnen benützten ihr gestiegenes Einkommen nicht nur zur Erfüllung ihrer elementarsten Lebensbedürfnisse oder zur Sicherung von Eigentum, sondern sie brauchten es auch da und dort wohl übermässig für Luxus- und Prestigegüter. Wein, vor allem im Wirtshaus getrunken, und Weissbrot, das zwar nicht im Magen auflag, aber teuer und weniger nahrhaft war als dunkles Brot, wie auch der «Putz» der Fädlerinnen vermitteln ein gehobenes Lebensgefühl und dienten einem gewissen Geltungsdrang. Die «allgemeine Sauberkeit» in Kleidung und Wohnung sollte die Respektabilität unterstreichen. Sie waren nicht «irgendwer», die Sticker. Sie machten vielfach auch ihren «blauen Montag». Wenn sie in Wil in einer Wirtschaft beisammen sassen, durfte kein Bauer an ihren Tisch sitzen, mit der Bemerkung, er könne ja doch keinen Stickerwein bezahlen. Einer soll sogar im Übermut und Überheblichkeit seinen Stumpen mit einem Zehnermöbli angezündet haben. (Diese Episode erfuhr ich während meinen Schuljahren von einer alten Bäuerin.) Doch diese goldenen Zeiten hielten auch in der Heimstickerei nicht ewig an. Mit zunehmender Konkurrenz sanken auch die Ein-

künfte der Einzelsticker. Um 1890 verdienten Fein- und Spezialitätensticker Fr. 4.35 bis Fr. 5.80 im Tag. Sie gehörten damit immer noch zu den bestbezahlten, allerdings auch zu den am längsten arbeitenden Unternehmern in der Ostschweiz. «Mittlere» Sticker kamen auf Fr. 2.40 bis Fr. 4.25, was ungefähr dem Durchschnitt von Arbeitslöhnen entsprach. Grobsticker mit nur Fr. 1.85 bis Fr. 2.30 mussten zu den am schlechtesten gestellten Arbeitern gerechnet werden. Nach der Jahrhundertwende konnte ein guter Einzelsticker noch fünf Franken im Tag verdienen: Das Gros der Heimsticker brachte es aber auf kaum mehr als drei Franken Tagesverdienst. Dies reichte bei einer Stickerfamilie nur noch für das Allernotwendigste (Kartoffeln, Brot, Kaffee). Die Kaffeekanne und die Kartoffelschüssel hielt wieder Einzug und der «abgehetzte Sticker» bewies durch sein blasses Aussehen, dass ihm der Ersatz für die konsumierten Kräfte nicht mehr so leicht fiel wie in den vormals guten Zeiten. Fleisch und andere kulinarische Abwechslungen erschienen immer weniger auf dem Tisch. Der Sticker konnte froh sein, wenn er die Pausen für die Zwischenmahlzeiten nicht mit Fasten ausfüllen musste. Die schweren Krisen von 1892, 1894, 1901 und 1904 verschlimmerten die Lage der vielen tausend Stickerfamilien noch zusätzlich und stürzten selbst ehemals wohlhabende und respektable Stickersleute in Schulden, Armut und Elend.



Bütschwil, Stickerhäuser entlang der Bahnlinie am Südrand des Dorfes, erbaut ab ca. 1900.

Doch das nahmen die *Einzelsticker* in Kauf. Ihre Selbständigkeit liessen sie sich etwas kosten, viel zu lange. Die eigene Maschine und die Tätigkeit zu Hause gaben dem Einzelsticker das Gefühl, sein eigener Herr und Meister zu sein. Weil er auf eigenes Risiko arbeitete, wähnte er sich als der «Fürnehmste» unter den Industriearbeitern und legte in seiner Selbsteinschätzung grossen Wert darauf, nicht als Proletarier eingestuft zu werden. Schliesslich besass er ja mehr als bloss seine Arbeitskraft, war Arbeiter und «kleiner Geschäftsmann» in einem und konnte an seinem Arbeitsplatz tun und lassen was er wollte. Er war deshalb bemüht, sich in seinem Verhalten und in seinen Ansichten vom Fabrikarbeiter abzuheben, um so seiner gesellschaftlichen Stellung als selbständiger Arbeiter und als Kleinmeister Ausdruck zu verleihen.

Von der Selbständigkeit zur Selbstausbeutung

Selbständigkeit und Freiheit der Einzelsticker hatten jedoch eine dunkle Kehrseite, die der Selbstausbeutung und die der Ausbeutung von Frau und Kindern. Dies war ein hoher Preis. Die Sticker nahmen lange Arbeitszeiten in Kauf, meist elf bis zwölf Stunden, unter Umständen bis zu deren 15 und mehr im Tag und nützten dabei die kostenlose Arbeitskraft von Frau und Kindern aus. Die Kaufleute halfen mit, durch zielloses Stickenlassen den

Markt zu überschwemmen, um sich dann, wenn eine Stauung eintrat, in den spekulativen Operationen des Konsignationsgeschäftes Luft zu verschaffen. Preisermässigungen zur Absatzsteigerung trafen weniger die Kaufleute und Fabrikanten als vielmehr und empfindlicher die Arbeiter selbst. Diese wurden nicht selten auch vom Fergger dazu veranlasst, durch billige Arbeitsofferten, Aufträge um jeden Preis zu ergattern, um die durch Unterbietung erlittene Einbusse auf dem Weg der Dauerarbeit wieder wettzumachen. Frauen und Kinder, als die nächsten und billigsten Hilfskräfte, mussten sich an diesem selbstzerstörerischen Unfug beteiligen.

Wer sich Ende des 19. und vor allem im 20. Jahrhundert dieser Dumpingpolitik entziehen, wer das gegenseitige Unterbieten nicht mitmachen und die «ruinöse Konkurrenz» nicht akzeptieren wollte oder konnte, lief Gefahr, überhaupt keine Arbeit mehr zu erhalten. Die einzige echte Alternative zum Mitmachen bestand in der Aufgabe des Berufes. Doch um alles aufzugeben und um etwas Neues zu versuchen, hatten die meisten Stickerfamilien bereits zuviel von ihrem Leben, zuviel an Arbeit, Geld und an Hoffnungen und Wünschen in ihr Metier investiert. Maschine, Lokal und das eigene Haus liessen den Sticker und seine Familie nicht nur selbständig werden, sondern dies alles hielt ihn auch zurück und erhöhte seine Leidensfähigkeit. Es hinderte ihn am Suchen und Finden alternativer Tätigkeiten und Existenzmöglichkeiten innerhalb und ausser-

halb seines angestammten Lebensbereiches. Er zog es vor zu hungern und auf neue, bessere Tage für seine Stickerei zu hoffen.

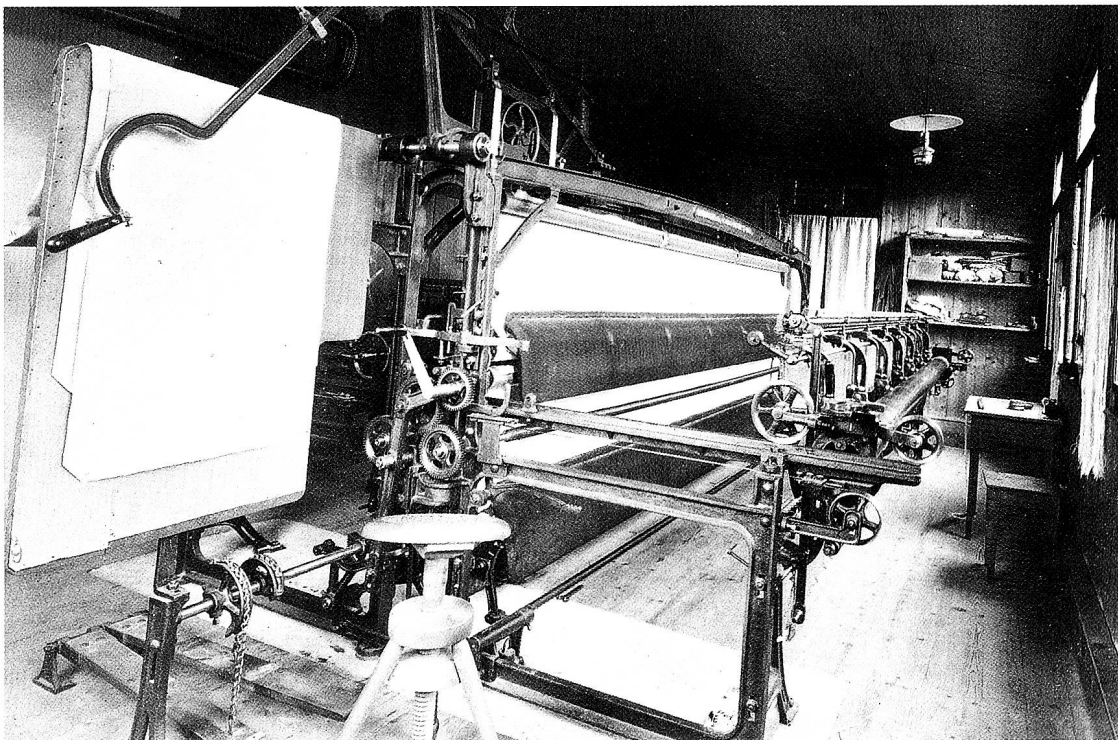
Eine Industrie bricht zusammen

Krisen begleiteten die Stickereiindustrie von Anfang an. Sie gehörten zum Wirtschaftsalltag der Kaufleute und Fabrikanten, aber auch der Arbeiter. Doch bis zum Ende des Ersten Weltkrieges hatte sie sich davon immer wieder erholt und die Produktion nach Konjunkturerbrüchen stieg immer wieder an. Nach 1921 fiel sie dann aber ständig. Der Markt wurde stetig kleiner, die Mode kehrte sich endgültig von der Stickerei ab. Während mehr als einer Generation kam die Nachfrage zum Erliegen. Dadurch brach die einst so blühende Stickereiindustrie völlig in sich zusammen. In den Jahren zwischen 1921 und 1930 wurden mehr als 5000 Stickmaschinen demontiert und verschrottet. Der Bund zahlte in einer Hilfsaktion Fr. 250.- für eine Maschine, wenn sie ausgemustert wurde, allerdings mit dem grundbuchamtlichen Servitut, dass keine Maschine mehr im gleichen Lokal aufgestellt werden dürfe. Die Aktion wurde in der Absicht gestärkt, die verbleibenden Maschinen in Marsch zu halten. Es geschah aber auch, dass die Bank auf die Prämie griff, weil die Maschine noch nicht abbezahlt war.

Wie schon früher erwähnt, zählte man um das Jahr 1890 18'472 Stickmaschinen, 1910 noch

15'871, 1920 noch 7659, doch auch davon blieben viele verstummt. 1940 sank die Zahl auf 850 und 1982 waren es noch 56 Maschinen. Heute dürften noch knapp 20 Maschinen betriebsbereit, aber kaum noch so viele Sticker an der Arbeit sein. Die gewaltige Drosselung der Produktion stürzte die Stickereikantone in eine von 1918 bis 1939 anhaltende schwere *Wirtschaftskrise*. Arbeitslosigkeit, Not, Elend und Hunger bedrängten Tausende von Stickerfamilien. Aber auch den andern Textilarbeitern ging es schlecht. Die Plattstichweberei lag ebenfalls völlig darnieder. Vielen blieb deshalb nur noch die Abwanderung, in der Hoffnung, anderswo, ausserhalb der Ostschweiz, ein Auskommen zu finden. Mitnehmen konnten sie nur wenig. Der einstige Besitz, Haus und Maschine, galt fast gar nichts mehr. Im Jahre 1930, im zehnten Krisenjahr der Stickerei, wurde zum Beispiel in Wald AR ein Wohnhaus mit zwei Wohnungen, samt Stick- und Fädelmaschine für ganze tausend Franken versteigert. Die Stickerei entliess ihre Kinder. Die Handmaschinenstickerei, welche von der *Schiffli- und Automatenstickerei* gänzlich verdrängt wurde, wird nie mehr zum Blühen kommen.

Im gleichen Tempo wie der Maschinenbestand abnahm, nahm auch die Zahl der Mitglieder *des Zentralverbandes der schweizerischen Handmaschinenstickerei* ab. Zählte der Verband mit seinen vielen Sektionen ums Jahr 1900 ca. 10'000 Mitglieder, so schrumpfte dessen Mitgliederbestand im Jahre 1993 auf noch 15 Einzelmit-



Handstickmaschine mit Pantograph um 1910. – Foto Albert Lichtensteiger, Dietfurt.

glieder zusammen, die dann an einer Versammlung die Auflösung des Verbandes beschlossen. Ein Industriezweig, welcher auch im Toggenburg blühte und die Dörfer prägte, gehört damit wohl endgültig der Vergangenheit an.

Wie ich die hiesige Stickerei erlebte

Als zwanzigjähriger Bursche erlernte mein Vater in der Stickfachsule Kirchberg das Sticken. Im Jahre 1911 kaufte er eine neue Stickmaschine von der Firma Benninger in Uzwil. Der Kaufpreis betrug Fr. 2300.-. Bei einem Tagesverdienst von 10 bis 12 Franken war dies viel Geld. Er liess die Maschine im ehemaligen Schulhaus der evangelischen Schulgemeinde Rimensberg montieren. Dieses Schulhaus, übrigens mit einem einzigen Schulzimmer, war im Jahre 1835 an ein älteres Wohnhaus angebaut worden und wurde als solches bis 1908 benützt. So konnte es mein Vater kaufen. Im Jahre 1913 gründete er eine Familie mit der Stickerstochter Marie Rüegg vom Ehratsrick, Gemeinde Mosnang. Doch schon 1914 brach der Erste Weltkrieg aus und gegen Ende des Krieges begann der Anfang der grossen Stickerkrise. Wenn mein Vater keine Arbeit hatte zum Sticken, musste er anderswo eine Beschäftigung suchen. So half er dem Nachbar beim Holzen, denn beim grossen Sturm vom 5. und 6. Januar 1919 fielen grosse Mengen an Sturmholz an. Am 18. Januar 1919 verunglückte mein Vater bei dieser Arbeit tödlich und hinterliess vier kleine Kinder, das jüngste war erst sechs Wochen alt. Es gab damals noch keine Witwen- und Waisenrenten. Zum Glück war meine Mutter auch in der Stickerei aufgewachsen und konnte sticken. Die halben Nächte musste sie im Sticklokal arbeiten, um die vaterlose Familie zu ernähren. Sobald wir Kinder etwas grösser wurden, halfen wir der Mutter mit kleinen Hilfsarbeiten. Doch die Krise wurde immer grösser und gegen Ende der zwanziger Jahre musste man mindestens zweimal in der Woche zum Fergger nach Oberhelfenschwil um ein bisschen Arbeit zu bekommen. Man musste bereits am Abend dort sein, wenn der Fergger von St.Gallen heimkam, am andern Tag wäre schon alles anderweitig vergeben gewesen, so «plangten» die Sticker auf etwas Arbeit.

Ich begleitete meine Mutter, ich war damals in der 7. und 8. Klasse, zu Fuss von Rimensberg (Lütisburg) nach Oberhelfenschwil. Die Wegstrecke führte über Wildenhof, Anzenwil, über den Necker und hinauf nach Bleiken,

Fühberg, Högg, zum Ziel und dauerte 1½ Stunden, und dies wieder zurück.

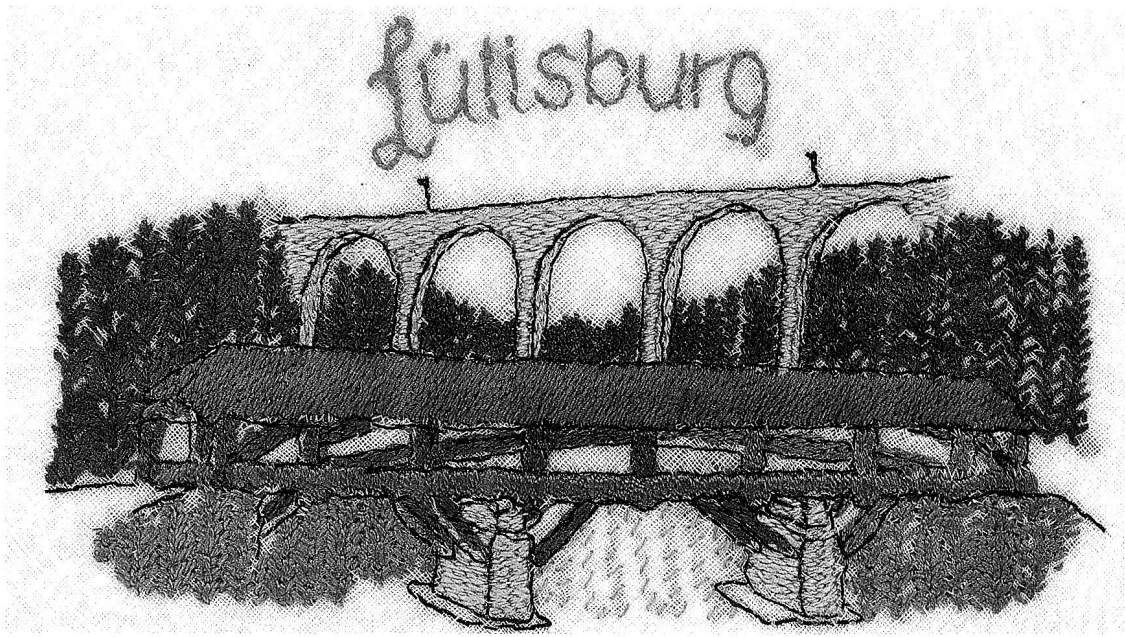
Allmählich gab es dann gar keine Arbeit mehr. Die Maschine stand von 1931 bis gegen Ende 1938 ganz still. Ich zog in die Fremde als Knecht, bei einem Anfangslohn von Fr. 50.- im Monat. Die Mutter und mein jüngerer Bruder besorgten das kleine landwirtschaftliche Gütli, welches später dazu gekauft wurde, und halfen in der näheren und weiteren Umgebung, wo es zu helfen gab. Die Schwester fand Arbeit in einer Schifflistickerei in Neugonzenbach, bei einem Anfangsstundenlohn von 20 Rappen.

Einige Sticker versuchten es mit Hausieren den Lebensunterhalt zu bewältigen. Im Nektartal wurde anfangs der dreissiger Jahre vom Böschenbach nach Degersheim eine Wasserleitung erstellt. Dort mussten arbeitslose Sticker von Hand den Graben öffnen. Damals gab es noch keine Maschinen hierfür. Das war eine harte und ungewohnte Arbeit für diese Männer. Es gab Schwielen an den Händen. Mit teilweise verbundenen Händen und Tränen in den Augen arbeiteten sie in diesen Gräben. Sie waren gezwungen, dies zu tun, ansonsten sie nirgends Unterstützung erwarten konnten.

Auf Anraten eines befreundeten Fachmanns liessen wir Ende 1938 die Stickmaschine auf Monogramstickerei umbauen, da auf diesem Sektor die Aussichten eher besser waren; dies im Hinblick auf die Landesausstellung 1939. Es wurden Wimpel bestickt mit Alpenblumen und auch Teile für Sennekäppli. Da die Ferggerei in Oberhelfenschwil eingegangen war, musste man es bei andern Geschäften versuchen. So fanden wir Arbeit bei einem Fergger in Abtwil und der Union in St.Gallen. Mit dem Velo mussten wir die Stickete holen und wieder zurückbringen.

Allmählich zog die Stickerei wieder an, auch während des Zweiten Weltkrieges. In dieser Zeit lernte auch mein Bruder das Sticken von der Mutter. Ich persönlich leistete in diesen Jahren weit über 600 Aktivdiensttage. Anfangs 1945 erlernte auch ich von unserer Mutter dieses Metier. Da die Aussichten in der Stickerei immer besser schienen, gründete ich im gleichen Jahr eine Familie. Mein Bruder kaufte in Tufertschwil ein altes Stickerhaus und liess dort eine Maschine montieren, welche vorher im Dorf Dicken stand. Die Mutter und die Schwester siedelten mit dem Bruder nach Tufertschwil.

Kaum hatte ich mich im Sticken recht eingelebt, wurde es bereits 1948 und 1952 wieder flau mit Aufträgen. Jedesmal wenn in Amerika eine Präsidenten-Neuwahl stattfand, stockte der Export nach Übersee. So war ich gezwungen, schon 1952 die Stickerei wieder aufzuge-



Souvenir-Tüchlein, handgestickt um 1980 von Josef Rütsche, Rimensberg/Lütisburg.

ben, um als Bauarbeiter die wachsende Familie zu ernähren. Im Jahre 1958 entschloss ich mich von neuem, den Stickereiberuf wieder aufzunehmen. Ich musste zuerst das Sticklokal erneuern, da die Wände sehr schlecht gebaut und der Raum kaum zu heizen war. Von Oktober 1958 bis Ende der Achtzigerjahre war ich somit 30 Jahre in der Stickerei voll beschäftigt. Die bestickten «Tüchli» fanden den Weg zum Teil ins Ausland, zum Teil an die berühmten Ferienorte in der Schweiz. So habe ich zum Beispiel in Lugano und in Saas Fee in Souvenirgeschäften «Tüchli» gesehen, die aus meiner Hand stammten.

Die Maschine musste von Zeit zu Zeit von einem Monteur, den ich von der ostschweizerischen Stickfachschole in St.Gallen anfordern konnte, wieder neu reguliert werden, um ständig exakte «Ware» sticken zu können. Als

Ende der achtziger Jahre die Rezession sich bemerkbar machte, wurden die Aufträge wieder spärlicher, bis sie seit Frühjahr 1993 ganz ausblieben.

Es war eine schöne Arbeit an der Stickmaschine, man war bei der Familie. Die Kinder lernten arbeiten und zusammenhalten. Wohl musste man, wie früher schon erwähnt, 12 bis 14 Stunden arbeiten, um eine grosse Familie durchzubringen, das Haus in Stand zu halten und zweckentsprechend auszubauen.

Literatur

Albert Tanner. Das Schiffchen fliegt, die Maschine rauscht.

Weber, Sticker und Fabrikanten in der Ostschweiz. Zürich 1985 (Unionsverlag).

Volkstümliche Verse

Der Sticker

D'Herre chönid akkordiere,
D'Zeichner dörig go husiere,
D'Sticker hungrig go spaziere,
Gad's Lompegschäft tuet no floriere.

Ihr liebe Lüt uf Erde,
Lönd üs doch nöd verderbe.
Mir hetted do Kleider Bluse und Lätz
Für Euri kline und grossi Schätz.

Es isch emol e Purli gsi;
Das hett e Stickmaschinli gha.
S'hett denn verhauft und gseit debi,
Der Automat hei d'Arbeit gnah.

En Hufe Lüt und lär Fabrike
Niemer lot me öppis Sticke,
Viel gschiedi Chöpf, meng' neuI Idee
Mangel a Geld, wa wit no meh?

Wo d'Stickerei guet gloffe ist
Hett alles glebt – Juhee
Doch jetzt wo nüt me z'hole ist
Tönt's überall – o weh.

Weder Spitz no Entredö
Chan me bi de Dame gseh,
Trumpf sind g'wirkt- und g'strickte Sache,
Truurig ischs, wa chan me mache?

Der Sticker ist en arme Maa,
Hät fröhner Sammetkrägli ghaa.
Jetzt muess er um en Franke
Gär schüli, schüli danke.

Chlage über schlechti Zitte,
Chan üs d'Stickerei nöd rette.
Chrägli, Spitzli muescht benutze,
Mit g'stickte Tüechli d'Nase butze.

Der Fabrikant

Vorbei sind die Sonnentage
Des Glanzes der Stickerei;
Zermartre dein Hirn dir und sage
Was denn rentabler wohl sei.

Dass die Stickerei nicht ewig blüh',
Vor Jahren sagt's schon ein Genie,
Doch die meisten trauten ihr zu sehr,
Drum haben sie heute das Malheur.

Als blühte die Stickerei allhier,
Da tat man sich gütlich bei Wein und Bier,
Heut sitzt man zu Hause bei Wasser und Brot,
Zum Fenster herein schaut die bittere Not.

Es spiegeln in der Stickerei Gebrechen,
Sich des Volkes Charakterschwächen:
«Es deut' immer der Anfang vom Ende,
Kreuzen sich Pfuscher- und Doktorhände!»

Dem Sticker gings, und das war recht,
In früheren Zeiten gar nicht schlecht,
Doch seit die Welt ihn fast vergessen
Ist auch die Arbeit karg bemessen.

Stickerei bist du ein Opfer der Mode?
Reittet sie dich wirklich zu Tode?
Nein, nur weg mit Zöllen und Schikanen,
Dann kommst wieder in deine frühern Bahnen.

Die Stickerei rentiert nicht mehr,
Das weiss schon jedes Kind,
Drum' sollte etwas and'res her,
Eh' wir verhungert sind.

Einst alles nur Stickereien trug,
Dann alles nur Gestricktes trug,
Jetzt alles nur Gedrucktes trägt,
Keiner mehr nach Stickereien frägt.

Aufstieg und Niedergang der Stickerei in Flawil

J. Bränzig
Präsident Flawil

Im Juli 1992 dislozierte die weltbekannte Stickereiexportfirma H. Naef = Nüesch AG nach Heerburg ins Rheintal, der seit 1883 in Flawil bestehende Stammbetrieb wurde geschlossen. Das bedeutete in unserer Gemeinde das endgültige Aus für einen Industriezweig, der ein Menschenleben lang von grosser Bedeutung für unsere Region war.

Von der Weberei zur Stickerei.

Um 1850 stand Flawil, wie das Toggenburg und das Appenzellerland weitgehend im Zeichen des Handwebstuhles. Bedeutende Erfindungen und Verbesserungen, wie jene der Heblade, oder die vom Flawiler Weber Egli erfundene Schnellschütze erlaubten, doppelt so breite Webstücke anzufertigen wie bisher. Viele Weber machten sich selbständig und versuchten als Fabrikanten mit ausländischen Abnehmern direkte Verbindungen aufzunehmen. Es gelang ihnen, deren Interesse zu wecken, so konnten im Laufe der Zeit verschiedene Absatzgebiete bis in den fernen Osten erschlossen werden.

Im Jahre 1847 führte das Flawiler Textilunternehmen Egli-Wagner die ersten, mechanisch betriebenen Spul, Zettel und Schlichtmaschinen ein. Die gleiche Firma zeigte 1852 ihre Heitsicht, indem sie in ihrem Betrieb die für Flawil ersten zwei Handstickmaschinen aufstellen liess.

Der Siegeskurs der Handstickmaschine.

Die vom St. Galler Elysäus Rittmeyer und dessen Sohn neugestaltete und verbesserte Handstickmaschine lieferte Stickereien, welche in Europa mit Zurückhaltung, in überseeischen Gebieten aber bereitwillig aufge = nommen wurden. In der Stadt St. Gallen entstand 1854 die erste Stick =

fabrik. Andere erstanden bald zunächst in Degersheim und im alttoggenburgischen Kirchberg. Der ständige Siegeszug und die anhaltend gute Konjunktur der Stickereiaufträge liess bestehende Flawiler Textilbetriebe die Gunst der Stunde nutzen, insbesondere die im Feld domizilierte Firma Isaak Egli und Wiget, aus der dann später die Firma H. W. Giger hervorging.

Andere, wie Oberst Steiger an der Bahnstasse oder die Fabrikanten Lüthi und Steiger an der Degersheimerstrasse erstellten Fabrikanlagen ausschliesslich für Handstickmaschinen. Im Wiesental, in der Leerleburg, in der Nähe vom Gasthaus Rössli, ja selbst in Alterswil und Langenentschwil erstanden solche Stickfabriken.

Ein Verzeichnis von Stickereifirmen nennt Namen wie Steiger-Baumann, Steiger-Rietmann, Steiger-Riemensberger, Steiger-Moosberger, Schmid-La Roche, A. Hartmann, J.J. Juchler, Robert Krapf, Abraham Klauser, Johannes Lenggenhager, Rüeegger und Landis, Roggwiler-Loser und viele andere mehr.

Im weit grösseren Ausmass aber benutzten Einzelsticker die Möglichkeit mit relativ geringen Mitteln eine eigene Existenz im eigenen Haus einzurichten. So wurde manch ehemaliger Webkeller zum Sticklokal, und mancher Gaden oder Anbau an Häusern aller Art zeigte, dass auch hier gestickt wurde. War damit noch eine kleine Landwirtschaft verbunden, konnten jeweils Durststrecken im Absatz der Stickereiprodukte besser überwunden werden. Zwischen 1872 und 1876 sind in Flawil 80 Handstickmaschinen in Betrieb genommen worden. Um 1880 waren es allein im Raum Alterswil 62; eine Betriebszählung ergab damals die stattliche Zahl von 335 Maschinen, die

Hälfte davon im Besitz von Einzelstickern. Von der Riedern über Botsberg, Oberbotsberg, Ransberg, Grobenentschwil-Alterswil, Burgau, Langenentschwil bis zur Egg und ins Tal gab es kaum eine Häusergruppe, in der keine Stickmaschine stand.

Im Jahre 1883 richtete sich die Stickereifirma Jakob Naef in Flawil ein. Zielbewusst hatte der ehemalige Sonderbundshauptmann seine in Dicken vom Vater übernommene Weberei in eine Stickerei umgewandelt. Zwei seiner Söhne liess er technisch und kaufmännisch so ausbilden, dass sie in der Lage waren, einem grösseren Betrieb vorzustehen.

In Flawil fand er bessere Verkehrsbedingungen; zudem gelang es J. Naef, unmittelbar beim Bahnhof von den Ortsbürgern einen grösseren Landkomplex günstig zu erwerben. Eine Stickfabrik für 29 Handstickmaschinen und ein Gebäude für Büro und Ausrüsträumlichkeiten trug dem neuesten Stand der Stickerei Rechnung.

Die Auswirkungen in der Gemeinde

Bis 1860 war die Gemeinde Flawil eher durch Bescheidenheit als durch grossen Wohlstand aufgefallen. Es gab einige begüterte Kaufherren und Webereiunternehmer, der grössere Teil der Einwohner lebte in bescheidenen Verhältnissen. Es war daher nicht weiter erstaunlich, dass beim Ausbruch des Stickereizeitalters fast jedermann von dieser profitablen Quelle einen Anteil haben wollte. War Flawil bis zu diesem Zeitpunkt ein Fuhrmanns- und Handwerkerdorf mit einigen Bauernhöfen, so brachten



Flawil um 1910. Blick nach Westen vom Turm der reformierten Kirche im Feld. Im Vordergrund Kirchhofquartier, im Mittelgrund Textilfabrik Guex und Altherr (heute Metallfabrik Lüdi), links oben Gasthaus Weidegg, rechts über der Bahnlinie Stickereifabrik Jakob Naef, gegründet 1883. – Foto Kunstdenkmälerarchiv Kanton St. Gallen.



Flawil, altes Dorfzentrum mit Gupfenquartier, um 1900. Im Vordergrund Degersheimerstrasse mit Fabrikgebäuden Lüthi und Steiger sowie Stickerei Hartmann. Rechts oben Stickerei Naef, im Mittelgrund neues Gemeindehaus in Bau (heute Bezirksgebäude). – Foto Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung.

die nächsten 50 Jahre grössere Veränderungen als die letzten 200 Jahre zuvor. Die Bauge-schäfte vermochten der Nachfrage nach Fabrikationsräumen, Anbauten und Hausneubauten kaum zu genügen; nicht immer gereichten solche Zweckbauten dem Dorf oder den Weilern zum Vorteil. Bis zur Jahrhundertwende waren die ehemaligen Wiesen und Äcker zwischen der Bahnhofstrasse und dem Oberdorf fast lückenlos überbaut. Ähnliches spielte sich auch im Wiesental, im Grundquartier, in der Leerleburg und im Enzenbühl ab. Auch Handel und Gewerbe kam in den Genuss von vermehrten Aufträgen. Maschinen mussten aufgestellt oder repariert werden. Viele Zuzüger benötigten Zimmer und Verpflegung.

Bei den vom Gemeinderat in der Zeit zwischen 1865 und 1880 gewährten Niederlassungsbewilligungen war «Sticker» die häufigste Berufsbezeichnung. Solche Bewilligungen wurden nicht nur Stickern aus der Ostschweiz, sondern auch solchen von fast allen Schweizerkantonen ausgestellt, zudem auch Zuzüger aus Österreich und Deutschland.

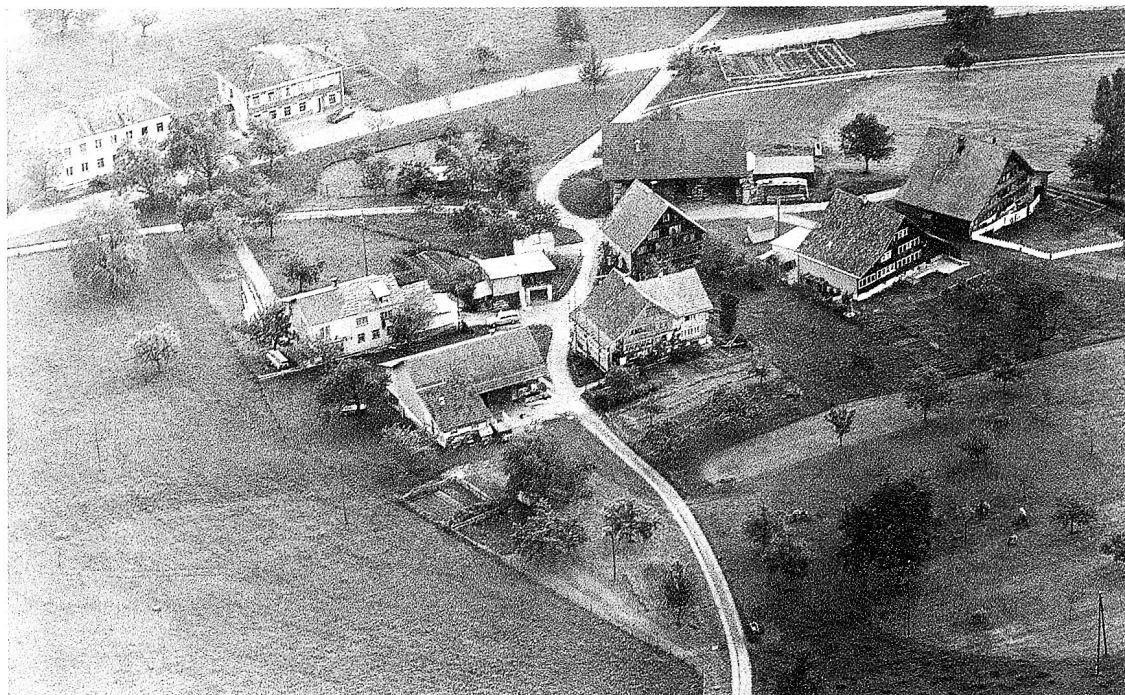
Auftrieb durch die Stickerei erhielten auch vor 1860 bestehende Färbereien, wie z.B. jene von Hermann Bettelhäuser heute Hubatka am Marktplatz. Im Zusammenhang mit der Stickerei entstanden die Bleicherei und Appretur im Eisenhammer. Im Töbéli entwickelte sich die Bleicherei Baumann aus bescheidenen Anfängen zum grossen Unternehmen, das später unter dem Firmennamen Altherr und Guex, mitten im Dorf gelegen, mit seinem mächtigen

gen Kamin zum Wahrzeichen des Dorfes wurde. Flawil besass auch eine eigene Ätzerie; im Feld und zeitweise auch an der Wiesenstrasse gab es Scherlereien.

Ein neuer Lebensstil

In den ersten Jahren waren die Verdienstmöglichkeiten guter Einzelsticker, gemessen an der damaligen Zeit, sehr gut. Das bewog neben Webern auch andere Textilarbeiter, Landwirte, ja selbst Handwerker, ihre angestammten Berufe aufzugeben und sich der neuen Erwerbsmöglichkeit zu öffnen. Solche selbständige Einzelsticker hatten sich bei Ferggern oder Fabrikanten selber um Aufträge zu bemühen. Der Sticklohn wurde auf der Basis von 100 Stichen vereinbart und abgerechnet. In diesem Sticklohn waren die Entschädigung für das Lokal, die Abschreibung, Reparaturen und Unterhalt der Stickmaschine, die Heizung und Beleuchtung, die Ausgaben für das Stickgarn, die Nadeln, schliesslich der eigene Verdienst und die Löhne für die benötigten Hilfskräfte wie Fädlerin, Spulerin, Nachseherin und Nachstickerin enthalten. Fabriksticker wurden im Stundenlohn bezahlt.

Die Stickerei bot zahlreichen weiblichen Arbeitskräften willkommenen Verdienst. Fädlerinnen und Nachstickerinnen waren gesuchte Arbeitskräfte. Aber auch Büglerinnen und Ausrüsterinnen hatten ihr Auskommen. Viele



Langenenschwil ob Flawil. Bäuerlicher Weiler mit den ehemaligen Fabrikgebäuden Schmid und La Roche. Flugaufnahme B. Anderes, um 1970.

Arbeiten wie Scherlen und Ausschneiden wurden als Heimarbeit ausgegeben; so kamen auch ältere Leute, welche behindert waren oder sich nicht gern im Fabriksaal aufhielten, zu einem bescheidenen Einkommen. Stickereiindustrielle hatten in den Gemeindebehörden grossen Einfluss. Dadurch war dafür gesorgt, dass die Interessen der Fabrikanten nicht vernachlässigt wurden.

Stichpreisberechnungen waren nicht nur in Sticklokalen oder Fabrikantionbüros Grundlage für Buchungen; solche Übungen waren beim Rechnen in den Schulen, am Familien- und am Stammtisch in den Wirtshäusern üblich. Stand die Sache der Stickerei günstig, führten nicht nur die Stickereibarone ein üppiges Leben, auch die Herren Sticker liessen sich nicht lumpen, hatten in manchen Wirtschaften wie die Honoratioren des Dorfes ihre Stammtische. In den Dorfvereinen, ob diese nun sangen, turnten oder Theater spielten, war ihr Einfluss bedeutend. Andererseits waren es mehrheitlich Sticker, welche in Flawil einen Konsumverein gründeten. Nicht alle diese Fabrik- und Einzelsticker wussten in der Hochkonjunktur mit diesem Geldsegen vernünftig umzugehen. Einige konnten es nicht lassen, diesem Wohlstand sichtbaren Ausdruck zu geben. Sie hielten es für angemessen, vorzeitig Feierabend zu machen und zeigten auch in der modischen Kleidung, dass sie sich für etwas Besseres hielten.

Abends standen solche Herren, angetan mit Samtwesten, den Daumen unter den Hosen-

trägern und Zigarren pfaffend, bei der Ankunft der Abendzüge bei der Kastanienallee am Bahnhof. Auch der sogenannte blaue Montag, der sich in einigen Fällen bis zum Dienstag hinzog, wird solch leichtfertigen Gesellen zugeschrieben. Solche Wohlstandssünden, das darf im nachhinein festgestellt werden, blieben keineswegs auf Sticker beschränkt; auch Handwerker und Berufsgruppen liessen den Franken leichtsinnig rollen.

Wenig rühmlich zeigten sich in der ersten Hochblüte der Fabrikstickerei einzelne Fabrikanten. Diese liessen schulpflichtige Kinder zu miserablen Bedingungen in ihren Betrieben vor und nach der Schule oft bis spät in die Nacht Hilfsarbeiten ausführen. Es bedurfte mehrfacher energischer Interventionen bei Gemeinde, Schul- und Kirchenbehörden, bis sich eine Besserung abzeichnete. Problematischer waren jene Fälle, wo selbständige Einzelsticker ihre eigenen Kinder übermässig zu solchen Arbeiten zwangen; diese unterstanden keinem Fabrikgesetz. Schulratsprotokolleintragen jener Zeit wissen von übermüdeten Kindern beider Geschlechter zu berichten, welche dem Schulunterricht kaum oder gar nicht mehr zu folgen vermochten.

Die langen Arbeitszeiten, welche besonders bei Einzelstickern häufig waren, trieben Raubbau an der Gesundheit der ganzen Familie. Lungenschwindsucht und andere Krankheiten breiteten sich aus. Aber auch die Qualität der gestickten Ware litt darunter. In totaler Ermüdung erstellte Arbeiten entsprachen keines-



Flawil, östlicher Dorfteil mit ref. Kirche, um 1920. Im Mittelpunkt Färberei Hubatka, dahinter Fabrik Altherr und Guex (mit grossem Kamin), im Hintergrund Textilfabrik Habis. – Foto Verkehrsverein Flawil.

wegs den Qualitätsansprüchen der Auftraggeber; es gab empfindliche Abzüge oder die Ware wurde gar zurückgewiesen.

Aber auch eine schöne Anzahl anderer Sticker darf erwähnt werden, welche Mass in Arbeit und Aufwendungen zu halten wussten und dadurch einen bescheidenen Wohlstand erwerben konnten.

Im Gegensatz zu den ehemaligen dunklen und feuchten Webkellern waren Sticklokale auf Helligkeit angewiesen. In solchen Räumen war das Arbeiten, speziell wenn die Sonne schien, angenehm. Gab es schöne, anspruchsvolle und heikle Muster oder Aufträge zu sticken, stellte solches oft das Können und den Ehrgeiz der Sticker, aber auch des weiblichen Hilfspersonals auf eine harte Probe. So kamen auf einfachen Maschinen Kunstwerke zustande, die man solchen Leuten nicht zugetraut hätte. Alte, noch vorhandene Stickereimusterbücher legen Zeugnis ab von der erstaunlichen Fantasie und Vielfalt solcher Erzeugnisse.

Die Möglichkeit, im eigenen Hause oder in der Nähe einen festen sauberen Arbeitsplatz zu finden, gab jungen Mädchen oder alleinstehenden Frauen Gelegenheit, in der eigenen Wohngemeinde einer Erwerbsmöglichkeit nachzugehen. Die Stickerei war immer auf Hilfskräfte angewiesen. Bei verheirateten Einzelstickern war es oft die Ehefrau, welche zusammen mit älteren Kindern diesen Dienst versah. Auch Fabrikstickereien, Bleichereien und Ausrüstereien waren auf weibliche Arbeitskräfte angewiesen.

Bestand zwischen Stickern und weiblichen Arbeitskräften Harmonie, kam es oft vor, dass gemeinsam gesungen wurde, sowohl im haus-eigenen Sticklokal wie im Fabriksaal. Solches Singen war besonders in den beiden Stickfabriken Schmid und La Roche in Langenenschwil üblich; der Inhaber Schmid war selber ein eifriger Sänger. Das Singen war damals auch im häuslichen Kreise stark verbreitet. An schönen Abenden und an Sonntagen setzten sich jung und alt zusammen und liessen Volkslieder erklingen.

War der Stickereibetrieb mit einem landwirtschaftlichen Heimwesen verbunden, was in der oberen Gegend aber auch in Flawil häufig war, half das Fabrikpersonal bei der Heuernte. Da herrschten nach der strengen Arbeit frohes Leben und Treiben, Kurzweil, Witz und Fröhlichkeit. Die arbeitsintensive Stickerei bot vielen Leuten ein Auskommen. So kann es kaum wundern, dass zwischen 1870 und 1914 ein grosser Teil der Bevölkerung in irgend einer Form von der Stickerei abhängig war.

Es kann ja nicht immer so bleiben

Die grosse Zahl von Maschinen und Stickereierzeugnissen musste zu Absatzschwierigkeiten führen. Im Jahre 1876 zeigte sich der erste ernsthafte Konjunkturunbruch. Weitere folgten in kürzeren und längeren Zeitabständen. Eine spürbare Absatzkrise bestand in den Jahren 1890-1895. In solchen Zeiten lieferten sich



Handsticker am Pantograph. Federzeichnung von Gustav Bänziger, Flawil.

die Stickereifabrikanten einen unerbittlichen Konkurrenzkampf. Stichpreise wurden drastisch gesenkt; manche Stickerfamilien erlebten harte Zeiten. Wer keine Reserven angelegt hatte, sah Not und Elend heraufziehen. Von vier Konkursiten jener Zeit waren deren drei Sticker oder Stickfabrikanten. Leute mit Zahlungsschwierigkeiten wurden damals hart angefasst. Bestand eine Schuld von über 10 Franken, welche trotz Mahnung über längere Zeit nicht bezahlt wurde, kam es vor, dass der Schuldner auf Betreiben der Gläubiger für zwei Jahre in allen bürgerlichen Rechten eingestellt, mit Wirtshausverbot belegt und mit dem Verlust der Niederlassungsrechte bedroht wurde.

Mancher Fergger und Fabrikant nutzte solche Situationen rücksichtslos aus. Mit aufmüpf-

gen Stickern wurden alte Rechnungen beglichen. Viele sahen in solch harten Zeiten keinen andern Ausweg als die Auswanderung. Allein in der Ortschaft Alterswil sollen 22 Personen die Heimat endgültig verlassen haben.

Von der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914 liess die Damenmode die Handstickmaschinen nochmals heisslaufen. Nochmals wurden ganze Wagenladungen mit voll ausgerüsteten Stickereien zur Bahn oder Post gebracht, um in alle Erdteile befördert zu werden.

Bei Kriegsausbruch 1914 rissen die Geschäftsverbindungen ab. In Auftrag gegebene und fertig gestellte Stickereien blieben liegen, und neue Aufträge kamen nicht herein. Viele Sticker mussten zum Grenzdienst einrücken.

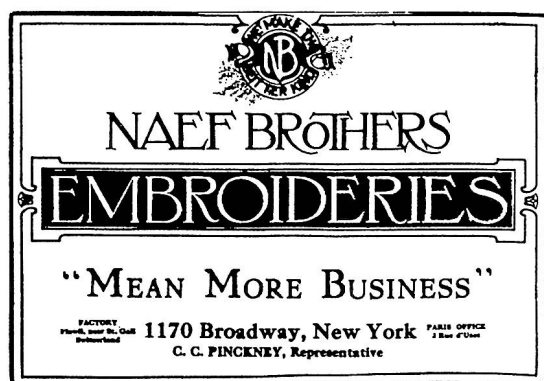
Die Schifflistickmaschine

Die vom Oberuzwiler Isaak Gröbli erfundene und weiterentwickelte, seit 1890 eingeführte Schifflistickmaschine trug zum Rückgang der Aufträge für Handstickmaschinen entscheidend bei. Von einem Motor angetrieben und doppelt so lange wie die Handstickmaschine, vermochte diese eine zwölfmal grössere Leistung zu erbringen. Die Erzeugnisse waren weniger fein aber derart preisgünstig, dass sich auch einfachere Frauen in den Absatzländern echte St.Galler Spitzen leisten konnten.

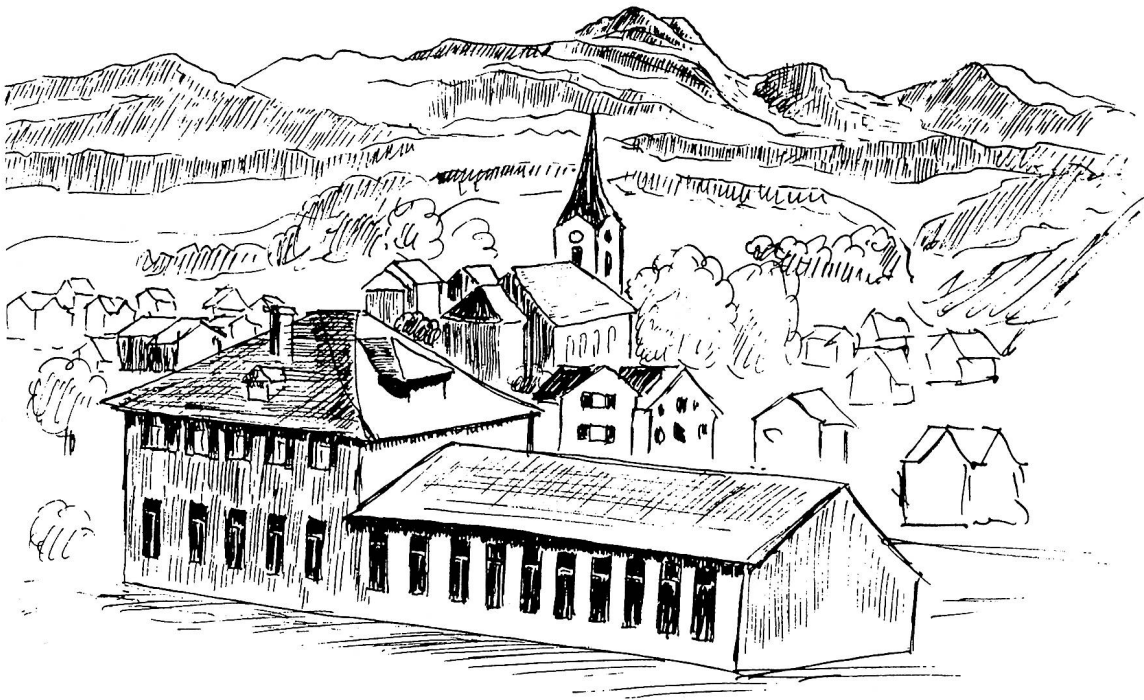
Immer mehr Handsticker liessen sich auf den neuen Beruf Schifflisticker umschulen. Sie fanden Arbeit in den neu entstandenen Stickereibetrieben Hufenus im Feld, in der Firma Peter an der Sternenstrasse und in der Meiersegg, oder bei Egger-Forster an der Magdenauerstrasse. Diese Stickfabrikanten holten ihre Aufträge zum Teil auf der Stickereibörse in St.Gallen. Diese befand sich beim Broderbrunnen. An gewissen Börsentagen war der Platz voll von Leuten, welche Aufträge suchten oder vermittelten.

Auch die Schifflistickerei wurde vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges hart betroffen. Die Gemeindechronik Flawil und Zeitungsberichte aus der Kriegszeit 1914-18 zeichnen ein düsteres Bild. So musste das ganze Personal der Stickereifirma Bruggmann-Binder die Kündigung hinnehmen. Auch andere Betriebe konnten sich nur mit äusserster Anstrengung über Wasser halten.

Bitter war auch, dass sich die Damenmode weitgehend von der Stickerei abwandte. Anlässlich einer radikalen Gesundschumpfung wurden nach dem Weltkrieg Hunderte von Handstickmaschinen, manche in tadellosem Zustand, zusammengeschlagen und an



Inserat der Flawiler Stickereifirma Naef in einer New Yorker Zeitung, um 1900.



Flawil. Ehemalige Schiffstickfabrik Peter, 1907, später Kartonhülsenfabrik. Dahinter katholische Pfarrkirche im Wiesental. Zeichnung von Gustav Bänziger, Flawil.

Schrotthändler verkauft. So standen bald viele Sticklokale, ja ganze Fabrikräume leer; denn auch die Schiffstickerei, der bald die Automatenstickerei folgte, blieb von dieser Abbruchwelle nicht verschont. Nach 1930 vermochte sich in Flawil nur noch die Firma Egger-Forster an der Magdenauerstrasse bis zirka 1970 über Wasser zu halten.

So ist es nicht verwunderlich, dass die Generation junger Leute, welche nach 1918 in ein Lehrverhältnis eintrat, kein Interesse mehr an diesem schönen und einst einträglichen Beruf des Hand- oder Automatenstickers zeigte. Schiffsticker gab es um 1939 kaum mehr, Handsticker vielleicht zwei oder drei, alle in vorgerücktem Alter. Als einer der letzten dieser alten und einst ruhmreichen Garde schloss der an der Krankenhausstrasse wohnhaft gewesene Jakob Kuratle im Jahre 1961 fast 90jährig seine Augen für immer, nachdem er bis wenige Monate vor seinem Hinschied sein Brot an der Handstickmaschine verdient hatte.

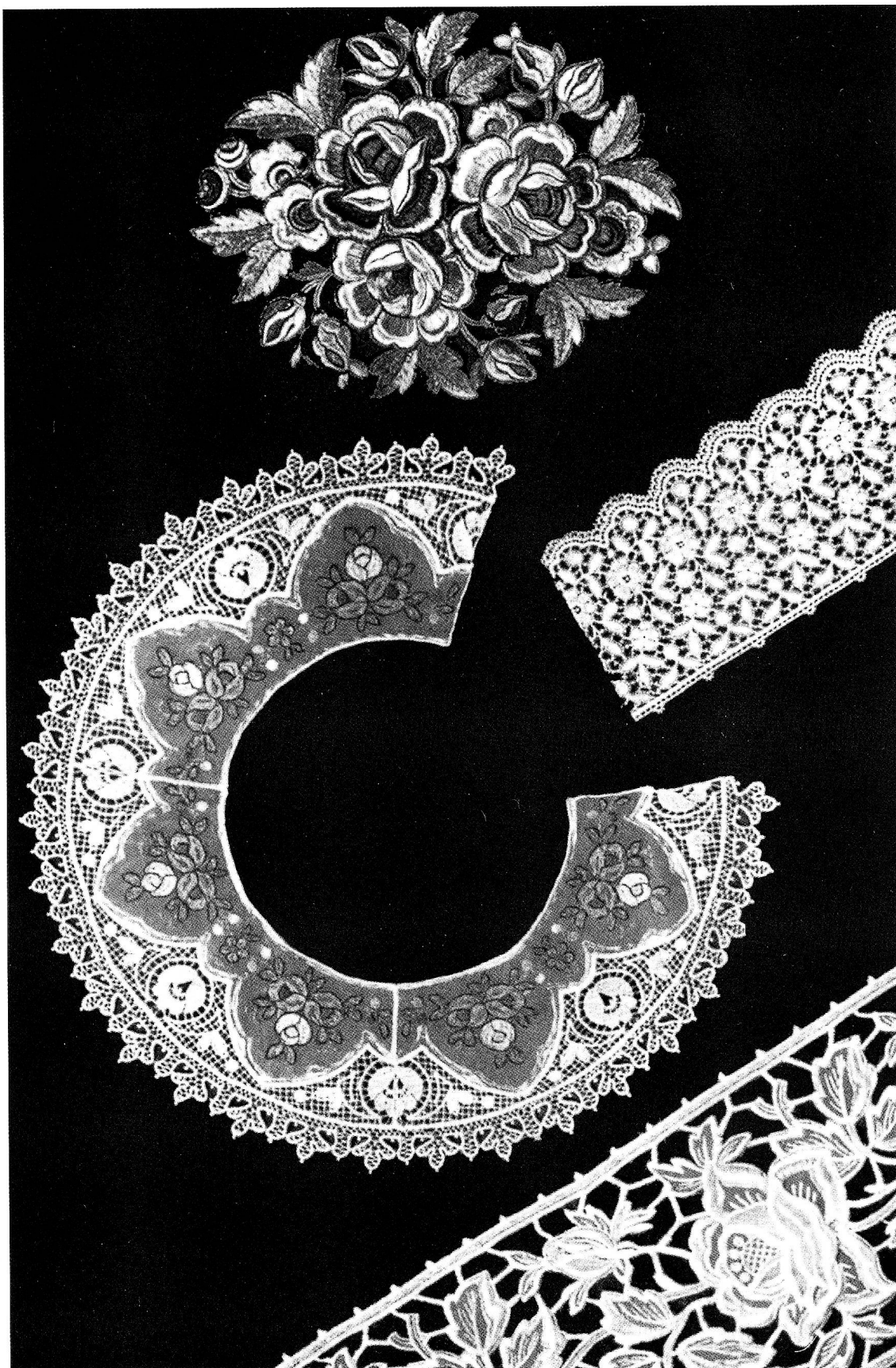
Die ehemaligen Stickereigebäude wurden anderweitig genutzt. In der ehemaligen Stickfabrik Hufenus und bei Buff und Co. an der Neugasse wurden Strümpfe hergestellt, in der Fabrik Peter Kartonhülsen fabriziert. Die 1914 nach Flawil dislozierte Wattefabrik nahm gleich vier ehemalige Stickereigebäude in Beschlag; eine Spinnerei wurde zur Glasbläseerei, die grosse Bleicherei und Ausrüsterei Altherr und Guex zur Metallwarenfabrik. Die Färberei Hubatka löste ihren Betrieb zu Beginn des Jahres 1993 auf. Im Verlauf der Jahre geriet die einst das Dorfbild und Dorfleben beherr-

schende Stickerei immer mehr in Vergessenheit. Die Bevölkerung hatte in anderen, weniger von Mode und Krise beherrschten Industrieunternehmen ihr Auskommen gefunden. Im Jahre 1980 gab es im Gemeindegebiet keine einzige Stickmaschine mehr und bis zum Sommer 1992 überlebte in Flawil einzig die weltbekannte Stickereiexportfirma A. Naef AG, welche sich dank unerhörten Anstrengungen auf dem Weltmarkt hatte behaupten können. Die Fusion mit der Firma Nüesch in Heerbrugg sowie Führungsprobleme brachten es mit sich, dass alle Aktivitäten nach Heerbrugg verlagert wurden.

Eine Handstickmaschine im Ortsmuseum, ein Geschenk zum Jubiläum 150 Jahre Firma A. Naef AG, und ein eigens der Stickerei gewidmetes Ausstellungszimmer sind nun in Flawil die letzten Zeugen einer einst bedeutenden Industrie.

Quellen

- Gemeindechronik Flawil 1860-1939.
- August Schmid: Aus der Zeit der toggenburgischen Handmaschinenstickerei.
- G. Bänziger, 1980. Flawil und seine Stickerjahre.
- G. Bänziger, 1981. 150 Jahre Firma A. Naef.
- G. Bänziger 1982. Die Geschichte der Firma Habis Textil AG.



Maschinenstickerei aus den fünfziger Jahren.